

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 219.

Freitag, 12. August

1932.

Die Schönste im Land

Roman von Heinz Lorenz Lambrecht.

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten)

Eine Stimme rief ihn über den Damm der Kochstraße an. Hier wimmelte es von Kollegen, die bei den großen Verlagen angestellt waren. Da kam auch schon der Feuilletonist einer Abendzeitung herübergeweht.

„Mensch, Rastor, wir haben Ihren großartigen Artikel in der Redaktionsstiftung vor versammelter Mannschaft vorgelesen! Sie müßten einen Orden bekommen. Gebrüllt haben wir vor Lachen. Die Dala hat direkt Krämpfe bekommen, und der kleine Schnie-

Wind „Windmüller“, sagte Flip bleich und finster, „hauen Sie ab oder ich bore Sie hier öffentlich auf den Asphalt herum.“

Flip stürmte mit eingezogenem Kopf nach der Friedrichstraße und verschwand im Loch der Untergrundbahn, um diesem gefährlichen Viertel zu entfliehen.

Jetzt saßen vielleicht Henriette Hognacht und Grietje über der Zeitung und lasen sich die Katastrophe vor. Flip glaubte in diesem Augenblick einen richtigen Haß auf die Tante zu haben. Weniger auf Grietje. Grietje war eigentlich im Grunde ein nettes Wesen. Ein hübsches Mädel war sie, ohne Zweifel, apart sogar. Aber jetzt, da er sie sich vorzustellen versuchte, konnte er sich nur auf Einzelheiten besinnen. Er wußte, ihre Nase war klein und schmälerrückig, ihre Augen dunkel, groß und eng zusammenstehend, der Mund glühte in dem bleichen Gesicht wie gemalt, und das glatte, schwarze Haar war überflimmert von bläulichen Lichtern. Wundervoll endlich oval war ihr Gesicht und sanft und voll geheimnisvoller Fremdheit. Aber aus all den einzelnen Zügen konnte er im Augenblick nichts Festumrissenes formen. So lange war er schon nicht mehr in dem verhassten Haus gewesen, und unter diesen Umständen — mit der Aussicht, mit einem Hohn gelächter empfangen zu werden — würde er auch sobald seinen Fuß hineinsetzen. Selbst Tobias zuliebe nicht.

Er hing an einer Haarschleife im Untergrundbahnwagen und überlegte, was er jetzt unternehmen könne. Er beschloß, in die Bauausstellung zu fahren, um sich einmal Verschiedenes anzusehen, bevor sie in den nächsten Tagen geschlossen wurde.

Plötzlich zuckte er zusammen. Der ganze Wagen schien zusammenzuzucken. Neben Flip krachte ein donnerndes Lachen auf; es war ein sehr dicker Mann, in dessen Händen die aufgeschlagene Zeitung hüpfte.

„Oh—hohoho...!“ lachte der Mann, schöpfte Atem und barst mit neuen Variationen heraus. Er wandte an seinen Nachbarn, einen wildfremden Menschen, auf die Zeitung; Flips Zeitung, auf den Artikel, den Artikel, drückte dem Wildfremden die Zeitung in die Hand und stieß kurzatmig hervor, indem er sich die stundenlang mit einem Taschentuch ausgetupften Augen mit einem Herr! Verzeihen Sie, wir kennen uns nicht. Aber Humor verbindet, wahr? Also lesen Sie... den Artikel!“ Dann ließ er durch den ganzen Wagen hindurch: „Der Mann, der das geschrieben hat, müßte Ehrenbürger werden an Stelle von dem Doktor Urtuch...! Ein Glück,

daß es in dieser... in dieser belämmerten Zeit noch solche verrückten Hühner gibt!“

Flip hätte den Dicken am liebsten erwürgt oder ihm einen soliden Fußtritt in den Bauch gegeben.

Der Dicke lachte immer noch, lachte zu Flip auf, lachte jeden Menschen an. Er hatte jenes ansteckende Lachen, das einen ganzen Theatersaal voll Menschen mitreißen kann. Nach und nach lachte der ganze überfüllte Wagen über den einzigen Passagier, der nicht lachte, sondern mit einem tieftraurigen Gesicht an seiner Schlaufe hing. Die Zeitung ging von Hand zu Hand. Es war noch eine zweite da, die ging die andere Bankreihe entlang, und als Flip in Westend ausstieg, tat er es mit der Überzeugung, daß jedermann, der sich in diesem Wagen befunden hatte, den vertrackten Artikel kannte.

Mühseliger zeigte er am Eingang in die Ausstellung seine Pressekarte vor, die ihre Gültigkeit für ihn eigentlich schon verloren hatte. Zwei Stunden durchwanderte er ziellos Hallen und Freigelände, ohne recht zu wissen, was an seinen Augen vorüberzog. Bei einem Schwarzwaldmädel trank er einen Rirsch, bei einer Schlesierin einen Korn, bei einem Baderndirndl einen Enzian. Davon wurde seine Laune zwar träger aber nicht besser. Er landete in einem ganz modernen Stahlrohrmöbelstück, das in dem lustigen Empfangsraum eines Neubaumodells stand.

Mit lang ausgestreckten Beinen saß er in dem vernickelten Sesselgestell und griff nach einer Zeitschrift von einem gläsernen runden Tisch. „Lebensfragen“ stand darauf. Guter Globias, diese billige Werbemöglichkeit hatte er doch nicht außer Acht gelassen! — Seine Gedanken steuerten wieder in eine fester umränderte Bahn. Er suchte das Preisausschreiben. Er suchte den neuen Weg, die noch nie dagewesene Idee. Das schien nicht so einfach: der geniale Einfall ließ sich nicht aus der Erde stampfen, er mußte einem eben — einfallen. Er ließ sich nicht mit Gewalt aus der unbekannten Verborgenheit reißen, der Zufall mußte ihn einem in den Weg führen, genau so, wie man eine schöne Frau nicht suchen durfte, sondern auf den Zufall warten mußte.

Hier brachen Flips Gedanken unversehens ab.

Ihm gegenüber, von jenseits des Tisches, drängte sich ein helles Gesicht in seinen Blick. Das Gesicht einer Dame natürlich! Sie hatte die ganze Zeit schon dageessen und, Flip abgewandt, in einer Zeitschrift gelesen.

Jetzt legte sie die Zeitschrift zurück, jetzt war ihr Gesicht Flip zugekehrt, ihr Gesicht, wohlgemerkt, nicht etwa die Augen, die von seiner Gegenwart nicht die geringste Notiz nahmen. Um so ungestörter konnte er sie betrachten. Ein sehr helles, schmales Gesicht war es, mit sanfter Rinnrundung über feinem, edel geformtem Hals. Die Augen waren von großer Schönheit, sie standen etwas schräg, Kakenaugen beinahe, von heller Bernsteinfarbe, unter geraden Brauen. Nächst den Augen fand Flip die Stirn bemerkenswert: sie war sehr hoch und steil gewölbt und gab dem ganzen Gesicht etwas Eigenwilliges und Herbes. Das Haar quoll rechts unger

dem schräg stehenden Kappentrand wie fein ausgepönneter, hellblonder Flachs hervor.

Was Flip in zehn ungestörten Sekunden feststellte, genügte, um seine Trägheit, seinen Ärger, sein nutzloses Grübeln zu vertreiben. Da saß ein verwandelter Flip Rastor, weil ihm gegenüber eine junge Dame saß, die sich nicht vergleichen ließ mit der glatten Schönheit einer Filmdiva oder einer preisgekrönten Sommerkönigin, die aber durch einen unbestimmbaren seelischen Zauber über aller herkömmlichen Schönheit stand. In merkwürdigem Gegensatz zu diesem Zauber, der wie ein unsichtbarer Schleier über dem Gesicht lag, standen eine kühle Unnahbarkeit und Herbeheit. Verheizen und Verwehren, Locken und Verjagen — das war das reizvolle Widerspiel, das von Flips gegenüber ausstrahlte.

Völlig versunken weiteten Flips Augen auf dem übergeschlagenen Bein, mit der schön und klar modellierten Fessel. Da wurde dieses Bein mit Nachdruck eng neben das andere auf den Boden gesetzt. Das feste Aufklappen ließ Flip zusammenfahren, wie ein auf verbotenem Weg ertappter Späher er scheu in das helle Gesicht, das jetzt ganz unverhüllt den Ausdruck unwilligen Staunens zeigte. Die Brauen waren hochgezogen, und die Augen blickten kühl und verweisend.

Flip sah: grünliche Funken blinken in dem Bernsteinengelb. Ja, in dem ganzen seltsamen Gesicht sind die Augen am seltsamsten.

Die fremde Dame suchte ein wenig in den Zeitschriften auf dem Glastisch herum, dann verlor sie anscheinend die Hoffnung, in diesem Ruß bedruckten Papiers etwas wirklich Ansprechendes zu finden, sie öffnete ihr Täschchen, holte einen Spiegel heraus und warf einen raschen Blick hinein — es sah aus, als wollte sie gehen.

Flip beobachtete genießerisch das Spiel der Finger. Als sie den Spiegel in das Täschchen zurücksteckte, um ein Taschentuch herauszunehmen, bemerkte er, daß ein kleines Stück Papier aus der Tasche auf den Schoß fiel.

Wenn alles gut geht, so fällt es auf den Boden, und ich hebe es ihr auf, dachte er.

Es ging sogar noch besser: die Dame tat das Taschentuch in die Tasche zurück, klappte sie energisch zu, erhob sich mit einem Ruck und verließ den Raum so rasch und unbekümmert, als gebe es in der ganzen Welt keinen jungen Mann, der mit demütigen Augen um einen noch so kurzen Gnadenblick bettelte.

Das Papier aber rutschte unbeachtet vom Schoß auf den Boden.

Flip hob es auf. Es war ein Amateurbildchen, auf dem nur der Kopf der unbekannten Dame abgebildet war. Er konnte also mit aller Mühe das verschwundene Gesicht anschauen. Sie lachte nicht auf dem Bild, sie lächelte nicht einmal. Das Gesicht war kühl, herb, sinnend ein wenig von Ungebuld überhaucht und, sogar auf dem toten Papier, sehr beseelt.

Flip hatte vorhin schon auf der Rückseite Schriftzeichen bemerkt. Er drehte das Bild herum und las die Zeile: Du bist die Schönste im ganzen Land! Ritsch!, dachte er. Sowas schreibt man nicht auf das Bild einer solchen Frau. Man sagt es ihr nicht einmal. Man denkt es höchstens mit seinen heimlichsten Gedanken, und sie wird dann fühlen, daß man es denkt. Das hat irgend so ein Dummkopf darauf geschrieben, und es mag sein, sie hat es ihm aus Ärger über seine Geschmacklosigkeit abgenommen. Du bist die Schönste im ganzen Land! Das stimmt ja, aber es ist geschmacklos, es zu sagen.

Von neuem vertiefte er sich in das Bild. Er legte es auf den Umschlag der „Lebensfragen“. Stützte die Ellbogen rechts und links auf die Sessellehnen und schloß die Finger vor der Brust zusammen. So recht in aller Beschaulichkeit hielt er den Kopf über das Bildchen gebeugt.

Da schien das Gesicht größer zu werden, allmählich dehnte es sich bis an den Rand der Zeitschrift. Es füllte die ganze Titelseite aus, wurde geradezu zum Titelbild selbst. Jetzt lächelten die Augen mit einem so verführerischen und geheimnisvollen Loden, daß Flip einen tiefen, ungeheuer beglückten Seufzer ausstieß. Und end-

lich schrieb sich, ähnlich wie bei einer Filmreflexe, von selbst die Unterschrift darunter, fett in glühend roter Schrift: Du bist die Schönste im ganzen Land! — Nein, anders lautete die Unterschrift: Wo ist die Schönste im ganzen Land? — Fingerdick wand sich das Fragezeichen dahinter.

Das Fragezeichen wurde lebendig. Wurde zum Schlanglein, das mit zierlichen Windungen über das ganze Gesicht hinhuschte; der Punkt hüpfte immer ängstlich hinterdrein, wie um den Anschluß nicht zu verpassen. Jetzt wurde es zu einem Finger, zu einem Zeigefinger, der Flip mahnte und beschwor, der schließlich von der Stirn heraus auf seine Schulter hüpfte und leise darauf tippte.

Und dann hörte Flip eine lachende Stimme: „Hallo, Rastor! Sind Sie hier eingepennt?“

Er fuhr auf. „Wo ist...?“ Er erkannte über sich das Gesicht Hubert Sciajolas, des zur Zeit beliebtesten und bedeutendsten deutschen Automobilrennfahrers. Irgendeine Baronin befand sich in seiner Gesellschaft, Sciajola stellte auch vor, aber Flip hörte nicht auf den Namen. Er suchte noch immer mit halb träumenden Augen nach der Unbekannten, bis ihm einfiel, daß sie ja schon gegangen war, ehe er hier einkam. Wo war das Bildchen? Auf dem Boden lag es. Rasch bückte er sich, hob es auf und steckte es ein. Jetzt war er imstande, ein paar Worte mit Sciajola zu sprechen.

„Man muß Ihnen ja schon wieder gratulieren“, sagte er, „Sie haben die tausend Meilen in Brescia mit Glanz gewonnen.“

Aber er war nicht bei der Sache. Und als er aus Sciajolas rechter Jackettasche ein Exemplar der Zeitung mit seinem Unglücksartikel herauslugen sah, empfahl er sich mit überhitzter Hast.

Er ging mit abweisendem Blick durch die Halle. Was war das eben gewesen mit dem Bild? Die Unbekannte hatte sich als Titelbild auf die Umschlagseite der „Lebensfragen“ gesetzt. Und darunter stand: Wo ist die Schönste im ganzen Land? — Merkwürdig! Merkwürdig! Das war doch ein Hinweis. Das war... oh, gewiß, das war der große Einfall, die neue Idee! Herrgott im Himmel! Flips Schritt wurde drängend und sein Blut kochte lebhafter.

Wo ist die Schönste im ganzen Land? Der Wettbewerb war gefunden. Flip erkannte bereits klar das Ziel, der Weg zu ihm lag indes noch verborgen in Dämmerung.

Er verließ durch den nächsten Seitenausgang die Halle und gelangte auf den Autoparkplatz vor dem Ausstellungsgelände.

Um eine Dame mußte es gehen bei dem Wettbewerb. Es mußte nicht gerade seine Unbekannte sein, aber es mußte eine Dame sein, eine Dame der besten Gesellschaft, und nicht irgendeines von den kleinen Mädchen, deren Fotos von Magazinen gegen ein Honorar von zehn oder zwanzig Mark erworben werden konnten. Der ganze Wettbewerb mußte, wenn er wirken sollte, zu einem gesellschaftlichen Ereignis gestempelt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Auf freiem Gipfel.

Einmal mußte jeder Mensch
über allen Tälern stehn
Und, was er das Leben nennt,
Tief zu seinen Füßen sehn.

Manches fiel von ihm ab,
Dem bislang sein Eifer galt.
Andres zögerte in sein Herz,
Das er gar als töricht schalt.

Wie das kommt? Hier oben gibt
Gott allein die Richtung an.
Wer ihm folgt, geht seinen Weg
Erst als rechter Wandersmann.

Ernst Bergfeld

„Seilshopen.“

Lange vor dem Kriege musterte ich als Schiffsjunge auf der norwegischen Bark „Ancon“ an. Damals fand ich, daß die Bezeichnung Bark viel seemannischer klang, als irgend etwas anderes. „Bark“ da lag Musik drin, das noch ordentlich nach Seeluft und Teer. Fand ich. Diese lyrischen Anwandlungen gingen schnell zum Teufel, als ich Bäckerschaft machen mußte und morgens um vier Uhr das Matrosenlogis auffeudeln. Da war es mir ganz egal, ob Bark, Brigg oder Vollschiff.

Erst später, als ich von diesem seelischen Knocout aufgestanden war und Seebeine und Schweinsbeulen hatte, lernte ich mich umsehen und fand Spaß am Leben eines Jantjes. Das ist nun eine Zeit her, es gab noch plenty Segelschiffe: große, kleine, plumpe und schnittige. Damals war aber auch noch Gelegenheit, die vielen Arten von Segelschiffen kennen zu lernen. Und es gehörte einfach zum zünftigen Fahrsmann, sich darin auszukennen. Genau wie der Zeitgenosse Opel, Ford und Brennabor auseinander zu halten weiß. Nur mit dem Unterschied, daß Automobile schneller, viel schneller Form und Art wechseln als Segelschiffe.

Schon die Wikinger hatten die einzelne Raa, die durch Jahrhunderte hindurch beibehalten wurde; erst im Mittelalter ging man dazu über, die Schnelligkeit durch höhere Masten und mehrere Segel übereinander zu steigern. Die Entwicklung ging nur sehr langsam vonstatten und erst der Konkurrenzkampf mit den Dampfern der mit bissigem Eifer geführt wurde, zwang Reeder und Schiffbauer, die Segelschiffahrt wirtschaftlicher zu gestalten. Der kalifornische Goldruß schuf die Klipperschiffe; das war so um die Mitte des vorigen Jahrhunderts herum. Damals sind fabelhafte Reisen gemacht worden, Reisen, die selbst später mit größeren Seglern nicht unterboten wurden. Meist waren es Vollschiffe mit riesigen „enkeltten“, also einfachen Marssegeln und weitausgeholten Leesegeeln, die natürlich auch eine große Besatzung erforderten. Auf ein paar Mann mehr oder weniger kam es damals nicht an. — Die Konkurrenz der verachteten Dampfer wuchs aber trotz härtester Segelei und schnittigster Bauart. Die Unterhaltungskosten mußten herunter, auch die Besatzung wurde reduziert. Die Leesegeel, die so viel Arbeit machten, verschwanden zuerst. Dann kam man darauf, aus dem riesigen Marssegel, statt es zu reffen, zwei Segel zu machen. So entstand Ober- und Untermarssegel; ebenso erging es dem Bramsegel. Die ganze Takelage wurde niedriger und breiter — aber um so leichter zu handhaben. Schließlich hatten die Schiffe gerade nur soviel Leute, um den Anker aus dem Grunde zu brechen und einzuziehen. Ich war z. B. auf einer ziemlich großen Dreimastbark von rund 1600 tons; da waren wir außer Kapitän und zwei Steuerleuten nur acht Matrosen, zwei Leichtmatrosen und zwei Jungen. Ja, und noch ein Koch, der die Fodschoten bediente. Dabei war unsere Groszraa 23 Meter lang. Wir mußten schwer schuften.

Früher waren die Schiffe auch wesentlich kleiner. Die berühmten Leeklipper hatten nur 500—1000 tons. Apentader Schoner, die im vorigen Jahrhundert an der Chinaküste fuhren, bloß 200—300 tons. Ich sah gar nicht lange vor dem Kriege an der chilenischen Küste kleine, ehemals dänische Schoner, die höchstens 100 tons groß waren. Auch die waren mal um irgendeine der beiden bösen Ecken — Kap Horn und Kap Hoffnung — herumgekommen.

Der Existenzkampf zwang sehr bald, größere und natürlich auch eiserne Schiffe zu bauen. Aus Schonern, Briggs und kleinen Barken wurden Vollschiffe, Viermast- und sogar Fünfmastbarken, die über 4000 tons groß waren. Die weltberühmten Grads „Potosi“ und „Preußen“ und die „R. C. Rickmers“ waren wohl die größten, die unter deutscher Flagge segelten. „R. C. Rickmers“ war kein reiner Segler, hatte eine Dampfmaschine und konnte daher den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, als einziges Segelschiff den Suezkanal passiert zu haben.

Deutsche Segler hatten Weltruf als gute wie auch als schnelle Schiffe; besonders die von Laeisz-Hamburg, die berühmten „Flying-P-Liner“. Das waren Schiffe! Mir wurde ganz warm, als uns mal die „Potosi“ an der Horn vorbeisegelte. Ich war auf einem etwas flügelahmen Engelsmann, der seine besten Jahre hinter sich hatte und wie eine alte gichtige Dame geschont werden mußte. Da kam achteraus ein Segler auf „Bramseils im Knoop“, und wir vor Marssegeln. Unser Alter wollte es gar nicht glauben, aber es war schon so. Es dauerte auch gar nicht so lange, da schäumte die „Potosi“ an uns vorbei, daß es nur so stiemte. Ich war furchtbar stolz damals. Später ist dieser herrliche Segler in chilenischen Besitz übergegangen, hat als „Flora“ noch einige Zeit gefahren und ist 1925 durch Feuer zerstört worden. Der Mader zur „Potosi“, das Fünfmast-Vollschiff „Preußen“, strandete leider nach einer unglücklichen Kollision schon 1910 bei Dover und lag noch nach dem Kriege dort. Zehn Jahre lang hämmerte die Brandung auf seinen Leib, ehe er in Stücke ging.

Unterschied man die Schiffe in ihrer Art nach der Takelage, so hatten sich im Laufe der Zeit auch besondere Eigenheiten in der Wahl des Anstrichs herausgebildet. Die Hamburger hatten hellgelbe, die Bremer rotbraune und die Franzosen weiße Masten, z. T. heute noch, allen Fusionen zum Trotz. Wie eine Reederei mit den Farben des Schornsteins ihre Visitenkarte abgibt, so waren

* „Mussolinis Gespräche mit Emil Ludwig.“ Mit acht Bildtafeln. (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) Dieses Buch enthält Gespräche, die zwischen Mussolini und Emil Ludwig kürzlich stattfanden. Diese Gespräche gliedern sich in fünf Teile: Aus der Schule eines Regierenden / Gespräche über Metamorphosen / Gespräche über Probleme der Macht / Gespräche über Provinzen der Macht / Gespräche über Genie und Charakter. Mussolini gibt nicht nur eine Darstellung seines Lebensweges, wie er ihn sieht, sondern äußert sich auch in weitläufigen Ausführungen über alle Fragen der Staatspolitik und der Weltanschauung. Emil Ludwig trägt Mussolini zu den verschiedenen Themen der Gespräche seine Bedenken und Einwände vor, so daß Mussolini seine Anschauungen nicht bloß präzisiert, sondern auch erklärt und begründet. Politische Gegner und persönliche Bewunderer lernen in diesen authentischen Gesprächen die geistige, seelische und politische Haltung eines Staatsmannes eindeutig kennen.

* „Bei roten und weißen Abenteurern in Kanada.“ Von Armin D. Huber. Mit acht Bildern nach Zeichnungen des Verfassers. (Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart.) In den Gestalten, die der Verfasser in buntem Wechsel an uns vorüberziehen läßt, leben jene rauhen Hinterwälder wieder auf, die einst mit Nathanael Boone, dem historischen Urbilde des „Lederstrumpf“, über die Appalachen zogen, um Kentucky und Tennessee für die weißen Amerikaner zu erobern. Noch heute schweifen unangefochten kleine Trupps der Cree-, Chipewyan- und Hundsripenindianer durch die von Huber besuchten Wälder und Einöden. Der zwischen beiden Bevölkerungsgruppen stehende Mischlingstyp hat fast nur die schlechten Eigenschaften seiner Vorfahren geerbt. Dem Verbrechertum, das meist aus seinen Reihen hervorgeht, gilt der ständige Kampf der schneidigen Beamten der „Royal Canadian Mounted Police“, der einzigen staatlichen Organe, mit denen England das riesige Gebiet vom Winnipeg bis zum Eismeer beherrscht. Echt und wahr schildert hier ein Mann, der im Laufe von fast einem Jahrzehnt durch alle Winkel des weiten Landes kam, der bis zu den südlichen Landesgrenzen, vom Atlantik bis zum Pazifik streifte.

* Helene Eliat: „Susanne Christolais, die Frau, die nicht betrügen konnte.“ (Verlag Ullstein, Berlin.) Helene Eliat ist durch ihr kluges, graziöses Buch „Saba besucht Salomo“ bekannt geworden. In ihrem neuen Roman greift sie mitten hinein in das Pariser Gesellschaftsleben von heute, das sie wie kaum eine zweite kennt. Ihre Heldin — wenn man die zarte, zerbrechliche, sensible Susanne so nennen darf — ist Deutsche, an einen Börsenspekulanten in Paris verheiratet. Sie liebt ihn, bis sie eines Tages merkt, daß das Leben ganz anders ist, daß es viel mehr zu bieten hat, bis die große Entscheidung vor ihr steht, ob sie andere Liebe suchen und erwidern darf oder nicht. Helene Eliat hat ein bezauberndes Frauenbuch geschaffen, dessen Schwerelosigkeit und Herzhaltigkeit in einem reizvollen Gegensatz stehen.

* „Des Sängers Schatzkästlein.“ Ein Berater für deutsche Gesangsvereine von Erich Langer. Die freudige Aufnahme des Büchleins hat den Verlag veranlaßt, jetzt eine zweite, doppelt so starke Auflage herauszubringen. In den früheren Inhalt — Stiftungsfeier, Fahnenweihe, Ansprachen, Vorträge, Dichtungen — sind Winke für die Geschäftsführung eines Vereins, Werbevorträge für das deutsche Lied und Aufschlüsse über die Bestrebungen des Deutschen Sängerbundes eingefügt. Das inhaltreiche Büchlein in schmuckem Gewande kann allen Vereinsvorsitzenden, Chormeistern und Sängern empfohlen werden. (Verlag Wilhelm Limpert, Dresden-A. 1.)

* „Jahrbuch 1932 für Mietrecht und Wohnungswesen.“ Herausgegeben vom Landesverband Preußen im Reichsbund Deutscher Mieter (E. B.), Berlin SW. 11. In dem vorliegenden 3. Jahrgang der vom Landesverband Preußen im Reichsbund Deutscher Mieter (E. B.), Sitz Berlin, herausgegebenen Jahrbücher für Mietrecht und Wohnungswesen schreibt über die Rechtsprechung in Mietsachen im Jahre 1931 der als Kommentator bestens bekannte Landgerichtsrat Adolf Lilienthal-Berlin einen längeren Aufsatz in systematischer Darstellung. Verwaltungsoberinspektor Bernede-Berlin hat eine Übersicht über die Lockerungen der Wohnungszwangswirtschaft nach dem Stande vom Januar 1932 beigezeichnet und Rechtsanwalt und Notar Dr. Fritz H. Strauß-Berlin hat einen Artikel über die Hauszinssteuererleichterungen und ihre Bedeutung für das Mietverhältnis geschrieben. Die preußischen einschlägigen Verordnungen aus dem Jahre 1931 vervollständigen das Jahrbuch.